

Mein Lieblingstier ... und ich

Geschichten über echt tierische Freundschaften



Martina Meier (Hrsg.)

Impressum:

Besuchen Sie uns im Internet:
www.papierfresserchen.de

Bearbeitung: CAT creativ - www.cat-creativ.at

im Auftrag von

© 2023 – **Papierfresserchens MTM-Verlag**

Mühlstraße 10 – 88085 Langenargen

info@papierfresserchen.de

Alle Rechte vorbehalten.

Erstauflage 2023

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Cover: © Photoart-Sicking (auch Illustration S. 113)

Fotos: S. 20 © Polina; S. 37 © slowmotiongli; S. 42 © Stanislav;

S. 88 © cynoclub, S. 111 © MarkoK; S. 143 © Emeli Zettergren;

S. 178 © Tom Bayer; S. 199 © wil100378

alle Stock Adobe lizenziert

Illustration S. 174 © Walburga Wedig – www.wedigdesign.de

Fotos S. 44 und 46 © Helga Braun: „Aber Mama, wir sind doch keine Mäuschen“, ISBN: 978-3-86196-906-8

Gedruckt in Polen / Bookpress

ISBN: 978-3-99051-163-3 - Taschenbuch

ISBN: 978-3-99051-164-0 - E-Book

Meine Lieblingstier ... und ich

Geschichten über echt tierische Freundschaften

Herausgegeben von

Martina Meier



... und ich - Die Reihe



In der Reihe „... und ich“ sind bislang sechs Bände erschienen, weitere sind in Planung oder bereits ausgeschrieben. „Mein Vater ... und ich“, „Mein Nachbar ... und ich“, „Mein Drahtesel ... und ich“ – diese und weitere Ausschreibungen finden Sie unter www.papierfresserchen.de. Einsendungen sind ab sofort unter info@papierfresserchen.de möglich.

Inhalt

Die weiße Taube Nr. 537	7
Der Ruf nach Meer	10
Savannenriese	14
Safari	15
Neun Wochen alt	18
Karlo, Botschafter der Meerschweinchen	19
Zufriedenheit unter Schafen	24
Die Prinzessin und die Wildkuh	27
Meerschweinchen	31
Eine ungewöhnliche Freundschaft	32
Schwimmende Erinnerungen	35
Willi Eichhörnchen und der Specht	40
Grün	47
Grün	49
Das gerettete Kuscheltier	51
Eine Urlaubsfreundschaft	54
Gestatten, mein Name ist Marder	56
Eine besondere Begegnung	58
Herr Schmidt, der Kanarienvogel	62
Brieftauben – eine Liebeserklärung	65
Was verdienen Bienen für ihre Arbeit?	66
Der bunte Hamster	71
Meine Freundin Waschi	73
Alle lieben Ida	80
Marienkäferwiese	84
Meine Freundin Hedwig	85
Ketchup	87

Dr. Wal	90
Esel Erich	93
Hilfsbereites Kaninchen und kluge Eule	98
Paul im Glück	101
Spinnenliebe	105
Das Mädchen, das vom Hund gerettet wurde	106
Stella und Lucy	108
Ein ganz normaler Tag	110
Der Feuerfuchs des Himalayas	114
Der kleine Bock namens Mu	116
In blauen Tiefen	117
Der eingebildete Steinbock	121
Prinzessin Kiri und ihr Bodyguard	123
Der überdimensionale Raub	128
Leiser Gast	133
Zu Ehren von Scarlett, meiner treuen Pudeldame	134
Begegnung mit Bastet	135
Terriergute Freunde	140
Der Fassadenkletterer	147
Eisbärfreunde	151
Ein Hoch auf Freundschaftsbücher	155
Verkehrte Welt	159
Pip und der Mann aus dem All	163
Ein Herzenswunsch geht in Erfüllung	167
Der Raub des Big Ben	171
E und E – Das Dreamteam	176
Sapo – Europäischer Messerfuß	180
Mein schneeweißes Kaninchen	184
Unschlagbare Freundschaft	188
Der Papagei Gustav	192
Piepmätzchen	195
Unverhoffte Begegnung im Straßencafé	197
Keine Tauben auf unserem Hof	198
Leleons Gastspiel	202

Die weiße Taube Nr. 537

Der Wind pfiff gespenstisch durch den Kamin. Bäume bogen sich, abgebrochene Äste lagen auf der Wiese und Blätter wirbelten durch die Luft. Bunte Werbebeilagen eines Möbelgiganten und einzelne Zeitungsseiten flogen auf der wenig befahrenen Straße. Eine dunkelgraue Wolkenfront näherte sich bedrohlich der Kleinstadt. Laut Wetterprognose wäre in der Nacht mit starken Orkanböen und Hagel zu rechnen.

Seit einem halben Jahr war ich Rentner. Mit gemischten Gefühlen betrachtete ich das Naturschauspiel und sagte zu Ina, meiner Frau, die in der Wohnküche gerade das Mittagessen zubereitete: „Das Unwetter wird gleich da sein. Ich hole vorsichtshalber die Blumen vom Balkon rein.“

Seit ich mehr Freizeit hatte, kümmerte ich mich liebevoll um die Balkonpflanzen. Es machte mir Spaß, die Blumen gedeihen und wachsen zu sehen. Ich öffnete die Balkontüre. Mein Blick fiel gleich auf den grün ausgelegten Boden. Dort lag eine weiße Taube und zitterte. Sie war durchnässt, hatte geschlossene Augen und den Nacken eingezogen. Es sah aus, als müsste sie sterben. Also bückte ich mich und näherte mich behutsam der Taube.

Ich sprach zur Taube: „Komm zu uns nach Hause. Nachdem du dich erholt hast und der Sturm vorbei ist, kannst du wieder davonfliegen.“ Ich legte vorsichtig die Taube in meine Hand. Ihr Gefieder fühlte sich nasskalt an. Dann entdeckte ich einen metallenen Ring an dem dünnen Taubenbeinchen. Ich trug die Taube in die Küche und setzte mich auf die Eckbank.

„Ina, hast du meine Lesebrille gesehen“, fragte ich sie.

„Die ist da, wo sie meistens ist: Neben der völlig zerrupften und zerfledderten Zeitung in der Toilette. Übrigens bin ich dagegen, dass du eine Taube in die Wohnung nimmst. Wer weiß, welche Krankheiten diese Ratte der Lüfte hat.“

Völlig unbeeindruckt von den Worten meiner Ina ging ich mit der

Taube in das Bad und trocknete sie erst einmal mit einem Handtuch ab. Die Taube war sehr schwach und sie rührte sich nicht. Dann setzte ich meine Brille auf die Nase und sah mir den Ring genauer an. Da war eine Gravur, die nur aus 3 Ziffern bestand: 537. Wer brachte diesen Ring an? War das eine Brieftaube?

Während ich darüber nachdachte, ging ich in die Küche und reichte der Taube einige Körnchen und legte sie zum Ausruhen in die Küchenecke. Der Sturm hatte mehrere Tage gedauert. Immer, wenn ich die Taube beobachtete, wie sie die Körner aufpickte, dachte ich mir: „Wenn ich nicht die Balkontüre geöffnet und meine Blumen reingeholt hätte, wäre diese Taube bestimmt ums Leben gekommen.“

Eine Woche hatte ich die Taube bereits liebevoll gepflegt. Ihr Gefieder glänzte nun wieder. Sie hatte sich gut erholt und war wieder gesund. Schließlich entschloss ich mich, die Taube nun wegfiegen zu lassen. Ich öffnete die Türe, die Taube spazierte auf den Balkon, blieb dort lange am Boden stehen, drehte sich mehrmals um die eigene Achse und schaute überrascht.

Ina, die die Taube mittlerweile auch lieb gewonnen hatte, kam hinzu und sagte zur Taube: „Fliege dahin, wohin du gerne willst. Du kannst uns auch gerne jederzeit besuchen.“

Die Taube breitete ihre Flügel aus und flog über den Häuserblock. Seit diesem Tag kam die Taube fast jeden Tag. Wenn die Balkontür geöffnet war, flog sie in die Küche, spazierte einige Male im Kreis, gurrte kurz und verschwand wieder. Manchmal stand sie neugierig am Küchenboden und sah uns zu, was wir gerade machten. Die weiße Taube war für uns ein guter Freund geworden.

Ina wollte ihr einen Namen geben und fragte mich: „Wie wollen wir die Taube nennen?“

Ich überlegte lange und antwortete: „Es ist vielleicht ungewöhnlich und nicht sehr fantasievoll, aber ich würde sie so nennen, wie es auf dem Ring steht – 537.“

537 besuchte uns weiterhin fast täglich. Oft dachte ich mir, wenn ich 537 wegfiegen sah, dass sie vielleicht eines Tages nicht mehr kommen würde. Und so war es auch. Von heute auf morgen besuchte die Taube Nr. 537 uns nicht mehr. Natürlich war ich sehr traurig darüber. Ina nahm meine Hand und tröstete mich: „Zwischen Tieren und Menschen gibt es eine ganz feine und kleine Gemeinsamkeit, nur merken wir das nicht beziehungsweise nur sensible Menschen haben die Gabe,

so etwas zu sehen und zu spüren. Der Mensch ist in den meisten Fällen nicht feinfühlig genug, um die Botschaften und Gesten der Tiere zu deuten. Vielleicht wollte 537 uns mit ihrem Gurren etwas mitteilen? Vielleicht war sie alt – so wie wir – und wollte uns das sagen?“

Ich nickte mit dem Kopf und meinte: „Es stimmt schon, leider wissen wir über Tiere viel zu wenig Bescheid.“

***Hermann Bauer**, geboren 1951, lebt in seiner Geburtsstadt München. Seit 1988 Veröffentlichungen von Kurzgeschichten, Reisereportagen, Märchen und Lyrik in Büchern, Anthologien, Zeitschriften, Zeitungen und Kalendern in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich und als Übersetzung in Vietnam. Seit 2014 schreibt er auch Theaterstücke. Tritt gelegentlich auch als Kabarettist und Gospelsänger auf. www.shen-bauer.de.*

Der Ruf nach Meer

Der Preis, den ich bezahlen musste, damit meine Pfleger Applaus ernteten, überstieg den Wert meiner Selbstachtung. Für ein paar Happen leckeren Fisches, die mir aus Eimern serviert wurden, musste ich in einem schmalen Becken Kunststücke vollbringen. Ich war in die Rolle des Animateurs hineingezwängt worden, in der Hauptsache angehalten, dem Publikum auf den Rängen im stündlichen Takt eine Show anzubieten, die dieses atemberaubend fand.

Der Gedanke, meinem Zoo zu entfliehen, ist mir oft gekommen, doch nie lag meiner Fluchtidee ein tragfähiges Konzept zugrunde. Selbst wenn meine Überlegungen ausgegereifter gewesen wären, was hätte ein Delfin wie ich schon groß tun können, um einen Zoo zu verlassen? Seit wann mein Verlangen, von hier abzuhausen, vordringlich geworden war, das fragte ich mich häufig. Und welche Voraussetzungen geschaffen werden müssten, den Transport aus dem Becken ins offene Meer schadlos zu überstehen. Wäre meine Flucht das Risiko wert, womöglich auf halber Strecke zu verenden? Würde mir die Überfahrt zum Ozean wirklich so unverträglich sein, wie ich es mir in meiner wild fuhrwerkenden Fantasie ausmalte? Rührte meine Angst lediglich von der vagen Vorstellung, wie solch ein Trip vonstattengehen könne? Sollte ich allein wegen eines schwammigen Unbehagens meine zukünftige Freizügigkeit unverrichteter Dinge begraben?

Während mir die Pfleger zwischen den Shows eine Pause gönnten, hörte ich ihr Stimmengewirr unter dem breit gefächerten Hallendach. Nahe dem Beckenrand standen sie, steckten ihre Köpfe zusammen und entschieden, die anderen Delfine und ich seien unfähig, außerhalb des Zoos zu existieren, eine Entlassung würde zwangsläufig den Bestand dezimieren, also müssten wir bleiben. Alles stünde, dafür verbürge man sich, ausschließlich im Zeichen unseres Wohles. Ihre Bedenken klangen plausibel. Restlos überzeugt war ich trotzdem nicht.

Ein paar übermächtige Räuber des offenen Meeres würden reichen,

uns umfassend zu vernichten. Die Evolution hätte nicht ausreichend für uns gesorgt, sannen die Pfleger, keineswegs höhnisch, lediglich feststellend. Meine Spezies stünde an einer Klippe, vor dem Sturz in den Abgrund könnten sie uns retten, nur sie, die hier anwesenden Pfleger, gewiss niemand anderes, behaupteten sie, während ich im Wasser planschte. Unsere Art zu erhalten, sei ein Ritt auf Messers Schneider, plapperte einer vor, alle plapperten nach und gerieten über ihre gemeinschaftlich hingesagten Worte in einen regelrechten Rausch. Unser Tod wäre der wahrscheinlichste Ausgang, wenn sie uns entließen, an dieser abgegriffenen Phrase in sämtlichen Variationen arbeiteten sie sich ab. Ihre Kosten-Nutzen-Aufstellung ergab, der Zooaufenthalt aller Delfine würde uneingeschränkt notwendig sein. Eine unabhängige Lebensführung sollte demnach spurlos an uns Delfinen vorüberstreichen, schlicht, weil die Mehrheit der Pfleger mir und meinen Artgenossen unseren natürlichen Lebensraum aberkannten. Mein Drang zur Entfaltung sollte im Keim ersticken, mein Wagemut würde irgendwann demnächst verkümmern.

Regenwasser sei toxisch, behauptete einer. Nitrate, Phosphate, Mikroplastik, eine Schauderliste diverser Giftstoffe trug der Reigen von Pflegern daraufhin zusammen. Die Sonarsysteme von U-Booten und der Lärm von Supertankern wären uns fatal, wetterten sie weiter.

Ich bezweifelte nicht, dass die Pfleger mit vielem recht hatten. Und doch erschrak mich ihr einhelliger Entschluss, unser Aufenthalt im Zoo wäre nicht optional, sondern völlig alternativlos. Ich versuchte mich zu besänftigen: Die Leidenschaft in ihren Gesprächen bürge für eine solide Auseinandersetzung mit den Gründen für unsere Gefangenschaft. In meinem tiefsten Inneren jedoch schien mir das Bedürfnis nach Salzwasser um meine Schnauze unverhandelbar. Und dieses Streben nach meinen Grundbedürfnissen sah ich von den Füßen meiner Pfleger vom Beckenrand aus getreten. Weshalb waren Schwimmer und Taucher zu kühnen Unternehmungen privilegiert, während uns das Abenteuer, die unendlichen Dimensionen des Meeres zu durchgleiten, verwehrt bleiben sollte? Gewiss wurde ich nicht geboren, um mir sämtliche Wagnisse vorenthalten zu lassen.

Meine Pfleger kauten auf den letzten Brocken ihrer belegten Brote, ehe die nächste Vorstellung begann. Unterdessen lungerte ich jetzt auf dem Beckengrund und harrete der in ihrer Routine zermürenden Abläufe, der einstudierten Akrobatik, zu der ich während der Showzeiten

verdonnert wurde. Seit unzählbaren Jahren gehörte ich zum Inventar des Zoos und reifte Stück für Stück zum undankbaren Zeitgenossen. Ehe ich hier versauerte, mochte ich lieber sterben. Konnte ich ausschließen, dass es manchem Pfleger ein Machterleben bescherte, wenn er von der westafrikanischen Küste sprach und damit das Verlangen nach meinem Zuhause weckte, wenngleich derjenige mitentschieden hatte, dass ich nicht dorthin zurückdurfte?

Über derartige Gedanken gebeugt und für Männchen mit einer Extraportion Fisch belohnt, wurde ich von Show zu Show getragen. Doch heute, am Schluss dieser Pause, – ich war wieder aufgetaucht und lauschte – geschah etwas Merkwürdiges: Der Direktor kam flotten Schrittes in die Halle und verbreitete im Kreis der Pfleger die Nachricht, ein Reeder aus Bremen habe gegen eine horrend Summe etliche Delfine des Zoos abgelöst, den Transport ins offene Meer wolle er persönlich übernehmen. Namen fielen. Ganz zuletzt wurde auch meiner ausgerufen. Dieser Tag war der Tag der Tage, der Tag, der alles verändern sollte.

Nach der Reise in meine Heimat, die übrigens ein Stellvertreter des Reeders übernommen hatte und die fast reibungslos verlief, wurde mir erst richtig bewusst, welch hohes Gut der unerschöpfliche Raum tatsächlich ist. Das Meer umgibt mich gleich eines maßgeschneiderten Anzuges. Die Erinnerung an das Zoobecken verblasst zusehends.

Mein Bedürfnis nach Freiheit war in der Vergangenheit mit viel Fantasie befrachtet. In meiner realen Freizügigkeit bin ich jetzt so glücklich, dass ich sie am allerwenigsten durch meine Rückkehr in den Zoo revidieren möchte, denn allein der Gedanke daran ist gefühlsmäßig ein Arrest. Dem Visionär und Geldgeber, diesem Bremer Reeder, bin ich einfach nur dankbar. Ohne sein Zutun wäre ich niemals bis zur Küste Westafrikas vorgestoßen. Ohne seine Hilfe würde ich bis zum heutigen Tag im Zoo vegetieren.

Leider sollte ich damals in dem Gespräch der Pfleger mit dem Direktor ganz zum Ende hin noch erfahren, dass die Überführung durch den Bremer Reeder auf ewig seine ungestillte Sehnsucht bleiben würde. Der Direktor sagte, und das fand ich ein bisschen traurig und in dieser Traurigkeit beinahe schön, dass der tapfere Mann diese Zahlung im Endstadium seiner langwierigen Erkrankung geleistet hatte und er somit einen Stellvertreter einsetzen musste für die Überfahrt. Sein En-

gement, fuhr der Direktor fort, wolle der Reeder durch seine eigene Bestattung auf See besiegeln. Die Vorstellung, er wäre mittlerweile mit dem Wasser des Meeres vereint, mit dem Ozean, in dem ich gerade schwimme, erbaut mich wie kaum etwas anderes.

Die Asche des Herrn mit der unermesslichen Hingabe an uns Delfine ist von irgendeinem Schiff über Bord gegangen und verstreut worden wie die Pappelsamen im Wind auf der Oberfläche des Ozeans. Egal, in welchem Abschnitt ich schwimme, ich befinde mich mit meinem Herzen gerade da, wo ich den Reeder aus Bremen vermute. Ich bilde mir ein, er sei ein Mensch – nicht nur Asche – mir stets ganz nahe. In meiner Einbildung ist er ein guter Freund, dem ich zeitlebens nie begegnen durfte.

Oliver Fahn, geboren 1980, Pfaffenhofen an der Ilm, verfasst regelmäßig Kurzgeschichten für Kulturmagazine und Anthologien. Seine jüngsten Erfolge: „An der Pforte zur Teilhabe“ bei Poems of Liberty Projekt Europa 2050 von der Friedrich Naumann Foundation (einer der beiden Sieger in der Kategorie „Europe of its Citizens“; „An der Seite des sonderbaren Mannes“ für die Anthologie „ungebunden“ der Stadt St. Pölten (eine von 20 ausgewählten Geschichten).

Savannenriese

Majestätische Schönheit, sanft und zart,
die Bewegungen weich, in der ihr eigenen Art.
Hochgewachsen, schlank und schön,
grazil der Gang, hübsch anzusehn.

Einzigartige Muster, wie ein Fingerabdruck,
Akazienblätter frisst sie – Stück für Stück.
Ihre Zunge ist blau, schlank sind ihre Beine,
lang ist ihr Hals, welch Augenweide.

Als Savannenriese den anderen überlegen,
muss sie sich beim Trinken runterbewegen.
Nur damit begibt sie sich kurz in Gefahr,
mein Lieblingstier aus Afrika.

Kathinka Reusswig wurde 1980 in Hessen geboren. Nach dem Abitur studierte sie an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt am Main. Sie hat bereits in mehreren Anthologien veröffentlicht.

Safari

Es ist heiß, so unsagbar heiß hier in der prallen Sonne. Doch obwohl mir der Schweiß in Strömen aus jeder Pore meines Körpers dringt, beschleicht mich ein Glücksgefühl, wenn ich die Wasserstelle mit den ganzen Tieren beobachte, die sich hier tummeln. Vor allem die große Raubkatze, die von den Einheimischen ehrfürchtig nur *Big Jim* genannt wird.

Ich habe ja als Kind schon von einer Safari geträumt. Natürlich nicht, um zu jagen, sondern nur, um unter Afrikas heißer Sonne all die wilden Tiere in freier Wildbahn zu beobachten. Vor allem die *Big Five* wollte ich möglichst von Nahem sehen, also Elefant, Nashorn, Büffel, Leopard und vor allem Löwen. Die haben es mir angetan, seit ich als kleiner Junge Daktari gesehen habe. Clarence der schielende Löwe – herrlich. Es war nur konsequent, dass damals mein Kuscheltierlöwe, der jeden Abend mit ins Bett musste, auch Clarence hieß. Natürlich war als Kind nicht daran zu denken, dass man mal nach Afrika fuhr. Meine Eltern sind mit mir in den Sommerferien in den Harz gefahren oder bestenfalls mal nach Föhr. Die wildesten Tiere, die man dort beobachten konnte, waren Möwen. Wenn die sich am Strand auf dein Fischbrötchen stürzen wollten, war das zwar auch schon mal aufregend, aber eher so ein nerviges *aufregend* und kein spannendes *aufregend*.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen und die meisten meiner Kinderträume werden sich definitiv nicht mehr erfüllen. Ich bin mir mittlerweile ziemlich sicher, dass ich niemals von einer radioaktiven Spinne gebissen werde und wie Spider-Man Wände hochlaufen oder Spinnennetze verschießen kann. Auch den Berufswunsch Astronaut musste ich irgendwann zugunsten einer Laufbahn bei der örtlichen Stadtverwaltung aufgeben. Aber manchmal gehen lang gehegte Träume doch noch in Erfüllung. Und so sitze ich jetzt hier, in sicherem Abstand zur Wasserstelle, auf einem improvisierten Hochsitz und mache mich ganz klein, um nicht aufzufallen und keines der Tiere zu verschrecken.

Mit einem Fernglas versuche ich, alles ganz genau zu beobachten. Was man hier alles entdecken kann! Höre ich da ein Quaken? Da, ein riesiger Frosch. Ist das ein Ochsenfrosch? Bestimmt, was soll das sonst sein, so groß wie der ist. Und auch im Wasser tummelt sich allerhand. Große, bunte Fische, die ich leider aus meiner Perspektive nicht genauer erkennen kann. Vielleicht kann ich mich später noch ein wenig näher heranschleichen und mehr erkennen.

Und was ist das? Ein langbeiniger Vogel, der langsam mit gesenktem Kopf und gekrümmtem Hals durch das seichte Wasser watet und nach Beute Ausschau hält. Immer wieder sticht er blitzschnell ins Wasser und versucht vergeblich, kleinere Fische zu erwischen. Aber er sollte lieber aufpassen. In einiger Entfernung ist die Großkatze aufgetaucht, die ich vor allem sehen wollte: Big Jim. Und wie es aussieht, hat der den fischjagenden Vogel aufs Korn genommen. Unversehens wird der Jäger damit selbst zur Beute.

Was für ein Schauspiel. Ich halte vor Aufregung den Atem an, während ich die Szenerie beobachte. Das in die Jahre gekommene, aber immer noch würdevoll dahinschreitende Raubtier mit der imposanten Mähne, das mit seinem Killerblick den Vogel anvisiert hat. Ganz flach schleicht Big Jim sich im hohen Gras immer näher in Richtung des Vogels, der jetzt ganz nah am Ufer steht. Auf einmal springt er auf, rast mit einer enormen Geschwindigkeit, die man dem großen Tier gar nicht zugetraut hat, auf das Wasser zu und stürzt sich auf den Vogel. Nur mit größter Not kann der gerade noch entkommen. Ein Prankenhieb hat ihn erwischt, aber offensichtlich nicht ernsthaft verletzt. Ein paar Federn musste der Vogel im wortwörtlichen Sinne lassen, aber letztendlich kann er davonfliegen. Glück gehabt, Fischräuber.

Eine Zeit lang starrt Big Jim dem Vogel noch grimmig hinterher. Dann scheint er etwas anderes entdeckt zu haben. Wieder dieser schleichende Gang. Plötzlich schießt er vor und packt mit beiden Pfoten zu. Irgendwas scheint er erwischt zu haben. Es gibt ein kleines Gerangel, die Beute wehrt sich wohl noch. Schließlich dreht sich Big Jim um und kommt mit seiner Beute im Maul in meine Richtung. Aber was hat er da bloß? Ist das etwa ... der Ochsenfrosch von vorhin? Igitt. Jäh werde ich in die Realität zurückgeholt.

„Das geht aber nicht“, denke ich noch so und steige von meiner Trittleiter. Schnell stelle ich mich Big Jim in den Weg, bevor er die Katzenklappe erreicht.

„Lass sofort den glitschigen Frosch los!“, rufe ich. „Schlepp den ja nicht ins Haus!“

Irritiert guckt mich mein alter Kater an, der mir ganz stolz seinen gefangenen Frosch präsentieren will. Aus der Nähe betrachtet ist es wohl doch nur ein Laubfrosch. „Komm rein, ich mach’ dir ’ne Dose auf. Vielleicht etwas mit Geflügel anstelle des blöden Fischreihers, den du nicht erwischst hast.“

Und so gehe ich mit Kater Jimmy ins Haus, während der angekaute Frosch zurück in Richtung des Gartenteichs hüpf.

In der Küche meines Hauses streicht mir Jimmy um die Beine und schnurrt voller Vorfreude, als ich die Dose *Hühnchen in Gelee* aufmache.

***Thorsten Franck** arbeitet als Verwaltungsfachwirt und Musikdozent. Seine schriftstellerische Ader hat er im ersten Corona-Lockdown entdeckt, als er mehr oder weniger aus Langeweile an einem Kurzgeschichtenwettbewerb des NDR teilnahm und seine Geschichte auf den zweiten Platz gewählt wurde. Seitdem hat er in mehreren Anthologien veröffentlicht. Mehr zum Autor unter www.spitzen-musik.de.*

Neun Wochen alt

So winzig, klein, weich, niedlich, drollig, kuschelig, unbeholfen, liebevoll, liebesbedürftig und auch sehr hilflos.

So laut, nervig, unanständig, nicht rein und sauber, ungezogen, tollpatschig und immer wieder zwischen unseren Füßen.

Wir haben uns gleich in ihn verliebt und ihn ins Herz geschlossen, nur mit ihm machen wir eine Reise zu uns, hier beginnt sein neues Leben. Er füllte unser Haus mit neuem Leben, gibt uns neue Freude, lässt uns die Trauer um unseren verstorbenen Hund etwas überwinden, gibt uns eine ganz neue Aufgabe.

Er macht alles, aber auch wirklich alles kaputt, ist immer der Schelm im Haus, spielt oft mit uns, zwickt uns auch sehr oft einfach mal ins Bein, zugleich wieder so lieb beim Kuscheln.

Er ist immer so laut des Nachts, dass uns kein Schlaf bleibt, so niedlich und alles wieder vergessen, wenn er nun wieder schläft und nach Kuscheleinheiten ruft.

Die Anfangszeit ist sehr schwer, aber ihn weggeben – nie und nimmer. Wir sind doch als Baby auch so gewesen, wollten viel Aufmerksamkeit und ganz, ganz viel Liebe.

Neun Wochen alt und ein ganz kleiner Hundewelpen lernt zu leben.

Katja Heimberg, deutsche Autorin und Texterin, geboren 1978 in Gronau (Leine) und lebt in Hönze (südliches Niedersachsen). Lyrik - Prosa (Geschichten für Kinder und alte Menschen) - Zitate - Aphorismen - Sprüche - Werbesprüche - Kartentexte. Neun eigene Bücher (Lyrikbände, Kinderbücher, Anthologien, Aphorismen-Band, Geschenkbuch), drei Kalender, weitere zahlreiche Veröffentlichungen. Ihre Texte beschreiben das gefühlte Leben jedes Einzelnen. Website: www.autorin-katja-heimberg.de.

Karlo, Botschafter der Meerschweinchen

Karlo mein Name. Ich bin ein Meerschweinchen-Herr und leider bereits über die Meerschweinchenregenbogenbrücke in den Himmel gereist. Ich hatte leider eine anfänglich schmerzhaft Zeit, doch eine wundervolle Leiterin einer Notstation hat mich wieder aufgepäppelt und danach in ein neues Zuhause vermittelt.

Als junges Meerschweinchen wurde ich, wie viele von uns, in einer Zucht groß. Unsere Käfige waren nicht besonders groß. Manche Menschen meinen, dass ein knapper Meter ausreicht. Soll ich euch mal die Wahrheit berichten? Wir Meerschweinchen sind eigentlich von unseren Ursprüngen anderes gewöhnt. Wir kamen einst aus Südamerika. Genau genommen aus den Anden. Wer die Anden kennt, der ahnt, dass es dort felsige Höhen von bis zu 4.200 Metern Höhe gibt. Dort ist es insgesamt angenehm kühl. Wir suchten in unserer Ursprungsheimat den ganzen Tag und auch stellenweise nachts Futter. Das heißt: Wir bewegten uns sehr viel. Natürlich schliefen wir auch zwischendurch. Unsere Behausungen waren meist verlassene Erdhöhlen anderer Tiere. Futtermäßig ernährten wir uns von Kräutern, Gräsern, Blüten und liebten es, Holz zu nagen. Das tat unseren Zähnen gut, denn wir sind übrigens Nagetiere. Wenn man dies im Hinterkopf behält, ahnt man, worauf es bei unserer Pflege ankommt. Genügend Platz sowie die richtige Ernährung.

Der erste Halter, an den mich der Zuchtmensch verkaufte, hatte leider wenig Ahnung von der richtigen Ernährung und dem richtigen Umgang mit uns Meerschweinchen. Man meinte es gut, doch ich bekam von dem falschen Futter viel zu viel. Ich bekam viel zu viel Salat und zu wenig, was meine Verdauung förderte.

Dabei ist unsere Ernährung sehr wichtig. Ich möchte auch erklären, warum! Wir haben keine eigene Darmbewegung so wie ihr Menschen. Da vertun sich manche schnell, wenn man meint, bei uns wird alles verdaut, wie bei euch oder anderen Tieren. Wenn wir uns überfressen, haben wir Bauchweh, blähen auf, gasen sozusagen auf und müssen ganz



schnell zum Tierarzt. Denn das Gas, was sich im Magen-Darm-Trakt gebildet hat, drückt auch auf andere Organe und kann nur vom Tierarzt behandelt werden.

Mein Mensch hatte mich zwar flink zum Tierarzt gebracht, der mich auch gerettet hat, doch da es bereits das zweite Mal war, dass mein Mensch einen Arzt mit mir aufzusuchen musste, entschied er sich wegen der hohen Kosten der Nachbehandlung, die auf ihn zukommen würden, mich in einer Notstation abzugeben.

Eine Notstation für Meerschweinchen ist ein Ort, zu dem Meerschweinchen gelangen, die wie ich dem Besitzer zu viel Aufwand bedeuten. Glücklicherweise hatte die Leiterin der Notstation ein Herz für Meerschweinchen und jede Menge Ahnung von Kräutern und sogar von chinesischer Medizin. Sie pflegte mich wieder richtig gesund. Meine Futterzusammenstellung wechselte sich und es war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Hier blühte ich wieder auf. Löwenzahn kannte ich zum Beispiel rein gar nicht. Oder Holz für meine Zähne. Gänseblümchen lachten mich in verschiedener Farbpracht an. Mann oh Mann! Da lief mir und meinen Artgenossen bereits das Wasser im Mäulchen zusammen, als die Leiterin der Notstation in ihrer Küche beim Hacken der Kräuter war. Kaum hörten wir das vertraute Geräusch, fingen wir alle an zu quieken. Und so ein Rudel von Meerschweinchen kann ganz schön laut werden. Also überlegt es euch gut, ob ihr mindestens ein Pärchen halten wolltet, denn wir Meerschweinchen gehen in einer Einzelhaltung kaputt, oder ob ihr ein Rudel mit mehreren Tieren halten möchtet. In einem Rudel gibt es klare Rangordnungen, die wir untereinander ausmachen. Da kann es schon einmal sein, dass man ein anderes Meerschweinchen nicht ausstehen kann. Das kennt ihr doch auch von euren Mitmenschen? Sicherlich gab es schon mal jemanden, den ihr im wahrsten Sinne des Wortes nicht riechen konntet. Oder? So ist es auch bei uns Tieren. In einem Rudel gibt es auch eine Chefin und einen Chef. Diese haben das Privileg, sich die besten Schlaf- und Kuschelplätze aussuchen zu können. Da hat ein anderes Schweinchen dann nicht mitzuquieken.

Die Leiterin der Notstation betrieb einen richtig großen Aufwand, uns alle artgerecht zu halten und zu versorgen. Sie holte ihr Heu immer vom Bauern ab. So war es schön frisch und wir konnten gut durchatmen. Habt ihr schon einmal frisches Heu eingeatmet? Eine Wohltat für die Geruchsnerven, sag ich euch!

Wir Meerschweinchen brauchen ausreichend viel Platz. Wir sind sehr bewegungsfreudig. Bitte erkundigt euch vor der Anschaffung eines Meerschweinchens, wie viel Platz wir brauchen. Unsere Menschen, die für uns Verantwortung tragen, haben schon etwas Aufwand, damit wir gesund bleiben. Denn alleine schaffen wir es nicht, wenn wir uns Krankheiten einfangen. Da sind wachsame Augen gar nicht mal so verkehrt. Bei der Leiterin der Notstation war ich nicht einmal krank. Aber bei meinem Vorgänger tat mir der Bauch einmal so weh, dass ich mich einfach nur schlecht fühlte. Da war ich das erste Mal beim Arzt. Beim zweiten Mal entschied er sich, sich von mir zu trennen. Traurig, aber wahr. Manche bemerken erst mit der Zeit, was auf einen zukommt. Aber umgekehrt können wir bei einer guten Pflege ziemlich alt werden. Bis zu zehn Jahre. Die ersten Meerschweinchen meiner letzten Besitzerin sind acht und neun geworden. So alt wäre ich auch gerne geworden, doch leider schaffte ich es mit den Vorbedingungen der Vorerkrankungen nicht, so alt zu werden. Aber dafür hatte ich es bei der Leiterin der Notstation als auch bei der Besitzerin, in deren Hände ich übergeben wurde, besser als zuvor.

Ich möchte euch gerne von anderen Meerschweinchen erzählen, die ich im Himmel kennengelernt habe. Von Rodny. Sie hatte Probleme mit Eierstockzysten. Habt ihr da schon einmal von gehört? Wenn nicht, ich erzähle euch kurz, wie sich Probleme dieser Art äußern. Es gibt viele Meeriemädels, die mit Eierstockzysten Probleme haben, doch manche bleiben unerkannt, weil manche Besitzer keine Untersuchungen vom Arzt machen lassen. Es sei denn, sie haben irgendetwas. Wenn man merkt, dass wir bromseln und so gar nicht mehr aufhören wollen und sogar anderen Meerschweinchenmädels hinterherlaufen, kann ein Gang zum Tierarzt nicht schaden. Dann wird oft gespritzt. Rodny erzählte mir, dass sie einige Spritzen bekam, die auch wiederholt werden mussten.

Ihr wisst nicht, was bromseln ist? Nun. Ich erkläre es auch ganz kurz. Bromseln ... könnte man auch als ... Brrr-Laute bezeichnen. Die machen die Mädels, wenn sie deckungsbereit sind und wir Männchen ran dürfen.

Noch etwas. Erkältungen und Schnupfen sind von Menschen übertragbar und auch umgekehrt. Als meine neue Besitzerin einmal krank war, waren ich, Lili, Koko und Lea gleichzeitig krank. Aber sie hat uns rechtzeitig die richtigen Kräuter gegeben. Es gibt nämlich auch Kräuter,